

Im Gespräch

„Niemand ist vor Folter sicher“

Der ukrainische Reporter Stanislav Aseyev berichtete nach der russischen Besetzung 2014 aus Donezk – bis die Russen ihn ins berüchtigte Gefängnis der Ostukraine sperrten. Vom Überleben in der „Isolazija“

Von Maria Kotsev

Herr Aseyev, in Bachmut kämpfen ukrainische Soldaten erbittert gegen russische. Die Stadt ist zum Symbol des ukrainischen Widerstands geworden. Auch Städte-namen wie Wuhledar und Makijiwka kennt man in Deutschland heute als Punkte an der Frontlinie. Sie kommen aus der Region Donezk und kennen sie noch vor der russischen Besetzung. Was assoziieren Sie mit diesen Namen?
Diese Orte sind alle vollkommen unterschiedlich. Die Stadt Donezk war vor dem Krieg im Jahr 2014 ein Industrie- und Geschäftszentrum und eine Art kulturelle Hauptstadt. Ein blühender, lebendiger Ort, reich in vielerlei Hinsicht. Ich habe dort studiert und das Unleben als vielseitig erlebt, die Stadt als durchaus international. Im Gegensatz dazu sind Städte wie Bachmut oder Makijiwka, die um Donezk herumliegen, eine Art Überbleibsel der Sowjetunion der 70er und 80er Jahre. Ich selber komme aus Makijiwka, und die Stadt ist allein von der Architektur her Sowjetunion pur.

Viele unserer Leser:innen werden noch nie in Makijiwka gewesen sein. Inwiefern ist die Stadt, abgesehen von der Architektur, sowjetisch?
Das macht sich schon an der Kleidung der Menschen bemerkbar. Dort trägt man Arbeitskleidung, alles grau, dunkel – und die trägt man jahrelang. Ein Sinnbild dafür, dass man zu nichts Neuem strebt. Die Mehrheit der Menschen aus Makijiwka hat die Ukraine nie in

Zur Person

Stanislav Aseyev, 33, ist Schriftsteller und Journalist. Er lebte in der Stadt Donezk in der Ostukraine, als Russland und pro-russische „Separatisten“ die Region besetzten. Das hinderte ihn allerdings nicht, weiterhin kritisch zu berichten. Ab 2014 publizierte er unter Pseudonym, doch die russischen Besatzer konnten ihn identifizieren und nahmen ihn fest. Zwischen 2017 und 2019 war Aseyev für insgesamt **zwei-einhalb Jahre in Folterhaft in dem berüchtigten Gefängnis „Isolazija“** in Donezk. 2018 trat er in einen Hungerstreik, Organisationen wie Amnesty International forderten daraufhin seine Freilassung. Letztendlich kam er durch einen Gefangenen austausch im Dezember 2019 frei. Über seine Zeit im Gefängnis und die Folter, die ihm und seinen Mitinsassen angetan wurde, **schrieb er das Buch „Heller Weg“.**

ihrem Leben verlassen, manche nicht einmal den Donbass. Reisen ist für sie nichts Erstrebenswertes. Das ganze Leben richtet sich aus auf ein großes städtisches Unternehmen, in Makijiwka ist das die Fabrik für Metallurgie. Die Menschen wählten meist die Kommunisten, solange es sie gab, und später dann pro-russische Organisationen wie die „Partei der Regionen“ des ehemaligen Präsidenten Wiktor Janukowitsch – man war nostalgisch und wollte zurück in die Sowjetunion.

Haben Sie den Eindruck, dass sich die politischen Einstellungen der Menschen dort heute verändert haben?

Es kommt darauf an, von welchem Teil des Donbass wir sprechen: In Makijiwka, das seit neun Jahren unter russischer Besetzung steht, hat Russland mit seiner Propaganda eine völlig neue Realität geschaffen. Entweder verstehen die Menschen dort die Ukraine nicht mehr, oder sie hassen sie – und sind entsprechend russlandfreundlich eingestellt. Anders ist das in den befreiten Gebieten oder den Teilen, die nie besetzt waren. Seit dem 24. Februar 2022 sind die Menschen dort pro-ukrainischer geworden.

Kaum einer hat die russische Besetzung im Osten der Ukraine seit 2014 so genau beobachtet wie Sie. Sie sind vor Ort geblieben, haben als Journalist unter falschem Namen geschrieben. Wie unterscheiden sich die Methoden

der Besatzer vor 2022 von denen danach?

Für mich war der 24. Februar 2022 die Fortsetzung von dem, was „Russkij Mir“ [dt. „Russische Welt“, Anm. d. Red.] genannt wird. Seit besagtem Datum hat sich zwar einiges geändert: Die Russische Föderation benutzt jetzt technisch modernere Waffen, und natürlich hat sich auch das Ausmaß der Angriffe verzehnfacht. Aber das alles ist nur die logische Folge der ersten Besetzung.

Was bedeutet für Sie „Russkij Mir“?

„Russkij Mir“ ist eine Idee, ein geopolitisches Konstrukt. Es basiert auf der russischen Sprache, der russischen Orthodoxie, der russischen Kultur und einer angenommenen gemeinsamen Geschichte verschiedener Länder. Dadurch entsteht eine sehr plastische Ideologie, eine Art Faschismus, aber im Gegensatz zum deutschen Nazismus ist sie fluide und nicht klar abgesteckt. Darum ist es schwierig, sie konkret zu fassen. Selbst Putin, der einst sagte, man müsse diesen Begriff stärker in Umlauf bringen, hat nie klar umrissen, was er eigentlich darunter versteht.

Einerseits beschreiben Sie die Ideologie als unkonkret und fluide. Andererseits sagen Sie, dass sie sich in der russischen Besetzung der Ukraine zeigt. Wie äußert sie sich also?

Sie zeigt sich in zweierlei: in der Idee einer großen, sowjetischen Vergangenheit, die dort propa-

giert wird. Und im „Roten Terror“, den wir aus dem Jahr 1937 kennen. Damit meine ich: Vor 2014 trauerten die Menschen im Donbass der Sowjetunion nach, aber Folterkeller gab es zu dieser Zeit dort keine. Seit 2014 ist dort aber das Sprichwort „Entweder ... oder Keller“ wieder zum Leben erwacht. „Russkij Mir“ ist heute also eine Mischung aus Sowjetnostalgie und Repression. Aber es ist auch etwas Drittes: absolut absurd. Nehmen wir die Buchstaben Z und V, die auf den russischen Panzern stehen. Die haben keine Bedeutung, und die russischen Soldaten selbst können sie sich nicht erklären. Das ist eine neue Form der Absurdität, die wir so noch nicht gesehen haben.

Wenn die Folterkeller zwangsläufig dazugehören, wie kann es sein, dass die Menschen in den besetzten Gebieten auf der Seite Russlands stehen, wenn sie doch davon wissen?

Die pro-russisch eingestellten Menschen im Donbass glauben nicht an das Ausmaß der Grausamkeiten, die tatsächlich passieren. Sie halten alle, die auf der ukrainischen Seite stehen, für sogenannte Volksfeinde. Sie verstehen es erst, wenn sie selbst im Keller landen. Ich habe dort solche Menschen kennengelernt. Die haben erst dann begriffen, dass es für die russischen Besatzer kein „Die“ und „Wir“ gibt – niemand ist vor Folter sicher. Ich weiß aus eigener Erfahrung, dass rund die Hälfte der Insassen zwischen 2017 und 2019 auf russischer Seite gekämpft haben oder zumindest pro-russisch waren. Auch die wurden gefoltert. Außerdem haben die Menschen in den besetzten Gebieten nur begrenzten Zugang zu Informationen. Man weiß wenig über die Keller, was in den befreiten Gebieten und im Westen der Ukraine anders ist.

Weshalb waren Sie damals eine Bedrohung für das System?

In erster Linie wegen meiner Texte, die immer durchweg kritisch waren. Sie waren publizistischer Natur, und in dieser Form war es mein gutes Recht, kritisch zu sein. In meinen journalistischen Texten habe ich lediglich Fakten wiedergegeben, aber in den publizistischen habe ich kritische Haltung gezeigt.

Laut meiner Kriminalakte wurde ich in sechs Punkten angeklagt. Alle vermeintlichen Vergehen wurden als „Extremismus“ gewertet. Ein Punkt lautete etwa Kritik am Regime. Ein anderer war Spionage. Aber Letzteren habe ich nur

Wiederaufbauhelfer in der Ukraine
„Vor dem Tod kann man nicht davonlaufen“



Jetzt lesen – Exklusiv für Abonnenten



Das Schreiben brachte ihn in Haft, das Schreiben rettete ihn auch: Stanislav Aseyev.

„Wir sollten auf seinen Befehl hin auch, nachdem wir unterschrieben hatten, weitergefoltert werden. Und seine Offiziere haben das genossen.“

Stanislav Aseyev über den Chef des Gefängnisses

fand also ständig Kommunikation statt, wenn man das so nennen kann.

Was antwortet man auf die Frage „Wie geht es dir?“ in einer solchen Situation?

Man muss verstehen, dass er diese Frage immer mit Ironie und Genuss gestellt hat. Er kommt in die Zelle und weiß, dass alle Insassen die ganze Nacht geschlagen wurden. Er genießt es, dann die Antwort zu hören: „Alles gut, Herr Oberst.“ Eine andere Antwort kann man nicht geben, wenn man nicht auf weitere Aggression und Gewalt stoßen will.

In Ihrem Buch schildern Sie, wie das Schreiben Sie in der Haft gerettet hat. Hatten Sie dort überhaupt Stift und Papier?

In meinen ersten eineinhalb Monaten im Keller habe ich ein Stück Pappe und irgendwann auch einen Bleistift auf dem Boden gefunden, darauf habe ich dann geschrieben. In meinen ersten Texten habe ich meine psychischen Sorgen verarbeitet und über meine Suizidgedanken reflektiert. Und das hat mich buchstäblich gerettet, nur deswegen habe ich es nicht getan.

2019 kamen Sie durch einen Gefangenen austausch frei. Wie wahrscheinlich ist es, dass man aus der „Isolazija“ freikommt?

Ein Gefangenen austausch ist der einzige Weg. Denn die Strafen für das, was den Insassen dort vorgeworfen wird – also Spionage oder Extremismus – beginnen bei zehn

Jahren Haft. Ich persönlich bekam zweimal 15 Jahre.

Wie lief der Tag des Austauschs ab?

Genauso wie der von den anderen 70 Menschen, mit denen ich zusammen rausgekommen bin. Nach dem Austausch waren wir nicht mehr in der „Isolazija“, sondern in einem normalen Lager in Makijiwka. Am Morgen sagte man uns: „Pakt eure Sachen!“ Wir wussten nicht, was passiert. Erst als wir ins Auto gesetzt wurden und einen Checkpoint erreichten, verstanden wir.

Nach Ihrer Freilassung haben Sie den „Justice Initiative Fund“ gegründet und wollen damit russische Kriegsverbrecher zur Rechenschaft ziehen. Werden die am Ende Ihrer Meinung nach alle verurteilt werden?

Die meisten nicht, nein. Und wir als Gesellschaft müssen das akzeptieren. Aber das bedeutet nicht, dass wir uns nicht dafür einsetzen können, dass zumindest einige es werden. Der damalige Chef von „Isolazija“, Palych, wurde mit unserer Hilfe in Kiew festgenommen und sitzt nun im Gefängnis. Danach kamen wir auf die Idee, dass wir auch andere Kriegsverbrecher aufspüren und zur Rechenschaft ziehen könnten.

Wie wollen Sie diese Menschen ausfindig machen?

Wir setzen eine Belohnung auf jede gesuchte Person aus, aktuell sind es rund 9000 Dollar, finanziert durch

private Spenden. Wir zahlen das Geld entweder für die Überstellung des Kriegsverbrechers an die Ukraine, für neue Informationen über den Ablauf der Kriegsverbrechen – etwa Videos – oder über den Aufenthaltsort der Person.

Wie viele Menschen melden sich bei Ihnen?

Sehr wenige. 9.000 Dollar sind nicht viel, damit erreicht man kein breites Publikum. Auf den Chef der Söldnertruppe Wagner, Ewgenij Prigoschin, hat das FBI ein Kopfgeld von 25.000 Dollar ausgesetzt. Da ist unsere Summe natürlich nichts dagegen. Wir wollen Mitarbeiter der russischen Geheimdienste erreichen, dort herrscht eine hohe Konkurrenz und man schwärzt sich gegenseitig an. Nun suchen wir noch nach Großspendern, etwa aus der ukrainischen Diaspora.

Vor nicht allzu langer Zeit wurde bekannt, dass ein Wächter des „Isolazija“-Gefängnisses getötet wurde. Sie haben das auch auf Twitter geteilt. Was geht in Ihnen vor, wenn Sie solche Nachrichten hören?

Schon lange nichts mehr. Diese Menschen sind heute Teil meiner Arbeit. Wenn ich ihnen gegenüber das spüren würde, was ich eigentlich spüren sollte, also Hass, Angst vielleicht, oder Ekel, dann könnte ich meine Arbeit nicht machen. So kann ich heute einfach den grünen Button beim Wort „liquidiert“ auf unserer Website anklicken und weitermachen.